Hannover, im März 2025

CHRISTLICHE PERSPEKTIVEN

für unser gesellschaftliches und politisches Miteinander

Wort des Rates der
Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)

EKD
Evangelische Kirche
in Deutschland

Vorwort

Angesichts wachsender weltpolitischer, ökologischer und gesellschaftlicher Bedrohungen sehen wir oft sorgenvoll in die Zukunft. Die anstehenden Probleme sind komplex, einfache Lösungen nicht in Sicht. In dieser Situation ist es nur verständlich, wenn wir Ängste und Sorgen haben: vor Krieg, Kriminalität, Krankheiten, Armut, sozialem Abstieg, einschneidenden Veränderungen, Verlust von Vertrautem.

Solche Empfindungen macht sich populistische Politik zunehmend zunutze und schürt diese Ängste mit einer leicht eingängigen und dabei bisweilen ausgeprägt menschenfeindlichen Rhetorik und Schreckensszenarien, die das Ziel haben, zu verunsichern und das Vertrauen in die Demokratie zu erschüttern. Abhilfe verspricht populistische Politik mit vermeintlich einfachen, vermeintlich schnell wirksamen Maßnahmen. Aber: Komplexe Probleme erfordern durchdachte Lösungen. Andernfalls drohen Scheinlösungen und Folgeprobleme.

Gegen Populismus und Polarisierung werben wir für eine Haltung, die auf zweierlei setzt: erstens auf die abwägende Vernunft als göttliche Gabe und zweitens auf einen mitfühlenden Blick auf unsere Mitmenschen. Beides hat Jesus Christus gelehrt. Was das bedeutet, entfalten fünf Thesen.

Dabei geht es nicht darum, mit dieser Haltung andere zu belehren. Vielmehr muss sich die Kirche selbst immer wieder an diese Haltung erinnern. Denn auch in ihren eigenen Reihen finden sich Populismus und Menschenfeindlichkeit. Jede Christin, jeder Christ steht daher Tag für Tag vor der Aufgabe, eine Haltung der Vernunft und des Mitgefühls zu finden und zu praktizieren.

Thesen

1. Vertrauen, Mut und Zuversicht statt Angstmacherei

Die populistischen Botschaften gedeihen vor allem dort, wo zuvor Angst und Verunsicherung gesät wurden. Die christliche Haltung dagegen gründet auf Vertrauen, Mut und Zuversicht.

2. Auf den Menschen schauen

Ein vom christlichen Glauben geschulter Blick sieht zuallererst den Menschen – unabhängig von seiner Herkunft und vorurteilsfrei.

3. Miteinander statt „Wir“ und „Die“

Aus christlicher Sicht sind alle Menschen Gottes Kinder. Auch wenn uns manche näher, manche ferner stehen, rechtfertigt dies keine Abwertung von Menschen.

4. Mut zum offenen Wort – Fähigkeit zur Selbstkritik

Gerade im Umgang mit Andersdenkenden trägt die christliche Nächstenliebe und gibt den Mut, auch mit sehr differenten Meinungen ins Gespräch zu kommen und Konflikte auszuhalten. Wir dürfen und sollten Ansichten kritisieren, aber nicht Menschen deshalb verachten. Auch die eigenen Überzeugungen und das eigene Verhalten bedürfen immer wieder der Überprüfung, ob sie mit christlichen Überzeugungen und mit dem unverhandelbaren Anspruch der gleichen Würde aller Menschen übereinstimmen.

5. Verantwortungsvolle Kompromisse statt Maximalforderungen

Die konsequente Orientierung am Anderen, wie sie der christliche Glaube empfiehlt, schließt Maximalforderungen um eines Prinzips willen aus. Auch gute politische Entscheidungen sind vorläufig, fehlbar und immer ein Kompromiss aus legitimen Interessen.

Nachwort: Zugehen und Zuhören

Wir gehen auf andere Menschen zuhörend und fragend, nicht dozierend und belehrend zu.

„Du bist mein Schirm, du wirst mich vor Angst behüten,
dass ich errettet gar fröhlich rühmen kann.“ ——— *Psalm 32,7*

1. Vertrauen, Mut und Zuversicht statt Angstmacherei

Die populistischen Botschaften gedeihen vor allem dort, wo zuvor Angst und Verunsicherung gesät wurden. Die christliche Haltung dagegen gründet auf Vertrauen, Mut und Zuversicht.

Die biblische Erzählung bettet die zentrale christliche Verheißung in eine doppelte Botschaft: „Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude“ (Lukas 2,10). Mit diesen Worten an die Hirten vor Bethlehem beginnt der Engel die Ankündigung von Christi Geburt. Jährlich zu Weihnachten erinnern und feiern – nicht nur – Christinnen und Christen diese starke Zusage: Wir haben Grund, ohne Angst, aber mit Freude zu leben. Und dass ein Kind geboren wird, so sagte es die Philosophin Hannah Arendt, ist der schönste Ausdruck dafür, „dass man in der Welt Vertrauen haben darf“ (Hannah Arendt). Angstfrei, freudig, vertrauensvoll, unverzagt – so ist bei aller berechtigten Sorge und Angst der christliche Blick auf die Welt.

Die Sicht populistischer Parteien und ihre Kernaussagen sind dem diametral entgegengesetzt: Habt Angst, es wird fürchterlich enden, Ihr seid zurecht unzufrieden und unglücklich, niemandem könnt Ihr vertrauen – außer uns! Deutlich wird das in Worten wie: „Denkverbote“, „Kontrollverlust“, „schwerste Wirtschaftskrise“, „Deindustrialisierung“, „Explosion der Kriminalität“, „Deutschland schafft sich ab“.

Angst zu machen, ist die Strategie des Populismus. Denn Angst reduziert die Fähigkeit, auf Details zu schauen, und erhöht die Bereitschaft, sich in grob geschnitzte Lösungen zu flüchten.

Dieser Angst setzt der christliche Glaube eine Haltung der Hoffnung entgegen – „Fürchtet euch nicht!“ Dabei ist die christliche Hoffnung kein „Wird schon gutgehen“-Optimismus. Sie weiß vielmehr um die Bedrohung, baut aber dennoch und gerade angesichts dessen auf Gottvertrauen und Zuversicht. Gottvertrauen und Zuversicht motivieren, verantwortungsvoll anzupacken. Hoffnung garantiert kein gutes Ende, aber sie richtet unsere Handlungen auf Gottes Zukunft aus und gibt auf diese Weise dem Handeln einen Sinn. Dabei handelt Gott durch unsere schwache Menschenkraft – das motiviert und verpflichtet uns.

Der Theologe Paul Tillich hat dieses Vertrauen und diese Zuversicht den „Mut zum Sein“ genannt. Christinnen und Christen schöpfen die Kraft dafür aus ihrem Glauben an den dreieinigen Gott: den Schöpfer, den Auferstandenen und den Inspirator. Der Mut zum Sein macht handlungsfähig auch in der Gefahr. Er findet sich nicht mit scheinbarer Ausweglosigkeit ab, sondern setzt stattdessen auf Vertrauen und auf Vernunft als ein von Gott verliehenes Vermögen, Gefahren und Bedrohungen zu erkennen und einzuschätzen, und miteinander mit guten Argumenten auszuhandeln, wie sie überwunden werden können. So hilft uns der Mut zum Sein, dem Ideal eines freien und gerechten Lebens aller Menschen in guter Gemeinschaft näherzukommen.

„Und Jesus sah ihn an und gewann ihn lieb …“ — *Markus 10,21*

2. Auf den Menschen schauen

Ein vom christlichen Glauben geschulter Blick sieht zuallererst den Menschen – unabhängig von seiner Herkunft und vorurteilsfrei.

Die christliche Sicht auf den Menschen ist davon geprägt, jedes menschliche Individuum als Gottes Ebenbild zu achten (Genesis 1,27). Unabhängig von den jeweiligen Fähigkeiten oder Eigenschaften hat jeder Mensch eine von Gott gegebene, unverlierbare Würde.

Die hohe Bedeutung des Individuums findet ihre Entsprechung auch in staatlichen Ordnungen, die von der Freiheit und Gleichheit jedes Einzelnen ausgehen. Die Demokratiedenkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) aus dem Jahr 1985 hält fest, dass Christinnen und Christen der Demokratie zustimmen, weil und sofern sie die unantastbare Würde der Person zur Grundlage hat. Zahlreiche Begegnungen von Jesus mit den Menschen berichten davon: Immer sucht er das Gespräch auf Augenhöhe, wahrt die Würde des Einzelnen und ist doch gleichsam in der Lage, ihre je eigene Sehnsucht zu erkennen. So gilt selbst für das religiös grundlegende Gebot des Sabbats und der Sabbatruhe, dass der Sabbat um des Menschen willen gemacht ist und nicht der Mensch um des Sabbats willen (Markus 2,27).

Über alle einzelnen Gebote stellt Jesus zudem das Doppelgebot der Liebe: Dieses Gebot ermuntert dazu, Gott mit ganzer Seele, Herz, Gemüt und Kraft zu lieben – und den Nächsten wie sich selbst (Markus 17,29-31). Wer zu den Nächsten zählt, darf aus christlicher Sicht keine Frage von Definitionen, von Bezügen zu Volk, Land, Kultur oder Ethnie sein. Das Lukasevangelium verbindet das höchste Gebot mit der berühmten Beispielerzählung vom barmherzigen Samaritaner. Die Pointe der Geschichte wird in Jesu Frage an seinen Zuhörer deutlich: „Wer, meinst du, ist der Nächste geworden dem, der unter die Räuber gefallen ist?“ (Lukas 10,36). Im Begriff des Nächsten liegt die Aufforderung, sich selbst zu fragen, wem wir zum Nächsten werden und hilfreich zur Seite stehen können – und so die Nähe erst herzustellen.

Populismus geht den anderen Weg: Er definiert das „Wir“, für das er zu sprechen vorgibt, mit diskriminierenden Kriterien, die durch Abwertung Distanz schaffen und gezielt ausschließen. Dieses nur scheinbar inklusive „Wir“ verdeckt, um was es wirklich geht: eine Geschlossenheit, bei der außen vor bleibt, was den eigenen Vorstellungen und Gewohnheiten nicht entspricht. Ausgegrenzt wird alles, was von denen, die über das „Wir“ bestimmen, als unbekannt, als nicht normal, krank oder kritisch verstanden wird: Menschen, die eine andere Herkunft oder eine andere Weltanschauung haben, Frauen, die sich überkommenen Geschlechterrollen entziehen, Personen, die alternative Geschlechtermodelle leben möchten oder sich auch nur anders kleiden. So aber wird irgendwann jeder Mensch zum ausgegrenzten Fremden.

Die christliche Sicht auf den Menschen ist davon geprägt, über den Schatten der empfundenen Fremdheit zu springen und jeden Menschen unterschiedslos als ein Geschöpf Gottes zu begreifen, ein Geschöpf, das Gott wie seinen Augapfel hütet.

„Jesus aber sprach zu ihm: ‚Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt'. Dies ist das höchste und erste Gebot. Das andere aber ist dem gleich: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst'." ***Matthäus 22,37–39***

3. Miteinander statt „Wir" und „Die"

Aus christlicher Sicht sind alle Menschen Gottes Kinder. Auch wenn uns manche näher, manche ferner stehen, rechtfertigt dies keine Abwertung von Menschen.

Die christliche Botschaft überwindet die Grenzen zwischen Menschen, auch zwischen Nationen, Sprachen und kulturellen Identitäten: Diese Botschaft gilt allen Menschen. Das kommt anschaulich in der Erzählung vom Wirken des Heiligen Geistes an Pfingsten zum Ausdruck (vgl. Apostelgeschichte 2).

Eine christliche Perspektive ist deshalb auf ein gutes Miteinander einzelner Menschen in all ihrer Verschiedenheit aus, egal welcher Hautfarbe, welcher Herkunft, welcher Geschlechteridentität. Christinnen und Christen können vor dem Hintergrund der von Gott gegebenen gleichen Würde aller Menschen Unterschiede zulassen und respektieren, dass es verschiedene Überzeugungen geben kann. Auf dieser Basis geht es einer christlichen Gemeinschaft oder Gesellschaft darum, in wechselseitigem Austausch voneinander zu lernen und Konflikte friedlich, fair und konstruktiv zu lösen.

Eine politische Polemik, die zwischen Volk im Sinne einer ethnischen oder kulturell einheitlichen Größe und der Bevölkerung unterscheidet, kollidiert mit der Menschenfreundlichkeit Gottes. Jedes Staatswesen muss unterscheiden, wer zu seinem Staatsvolk gehört und wer nicht. Diese Unterscheidung erfolgt in Deutschland mithilfe des Staatsangehörigkeitsrechtes und folgt gerade nicht ethnischen oder kulturellen Kriterien. Für das Ansehen vor dem Gesetz wie für das Zusammenleben der gesamten Bevölkerung gelten dabei die Bestimmungen der Grundrechte, insbesondere Art. 3 (3) GG: „Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden" und Art 1 (1) GG: „Die Würde des Menschen ist unantastbar." Christinnen und Christen erkennen alle im Gemeinwesen Lebenden als gleichermaßen von Gott geliebte Personen an. Das schließt ein, allen Mitmenschen unterschiedslos mit gleichem Respekt sowie mit gleicher Sorge zu begegnen und ihr Bedürfnis nach Zuwendung zu achten.

Andere als Freie und Gleiche anzuerkennen, bedeutet deshalb auch, Positionen nicht nur deswegen abzulehnen, weil sie von einer bestimmten Gruppe kommen oder mit der eigenen Position nicht übereinstimmen. Wo sie in Anerkennung der gleichen Freiheit des Gegenübers vorgebracht werden, verdienen sie jedenfalls den Respekt der intensiven Auseinandersetzung. Nur die eigene Sicht gelten zu lassen, widerspricht der christlichen Überzeugung von der Gleichwertigkeit der Menschen und der Vorläufigkeit jeder politischen Urteilsbildung. Deshalb ist es nur konsequent, das Gespräch mit Menschen mit populistischen Überzeugungen nicht abzubrechen, solange ein Gespräch möglich ist. Immer werden Christinnen und Christen dabei in aller Deutlichkeit kritisieren, wenn Populisten Menschen ihre Würde absprechen.

Damit das gesellschaftliche Miteinander gelingen kann, müssen Chancen und Belastungen fair verteilt werden, gerade angesichts vielfältiger Krisen- und Transformationserfahrungen. Im Neuen Testament wird immer wieder davon erzählt, wie Jesus denen begegnet, die am Rande stehen. Für Jesus war es elementar, gerade auch ihre Perspektive einzunehmen und ihre Sicht zu verstehen. Diese Haltung Jesu kann dazu anleiten, im gemeinsamen Interesse auf eigene Privilegien und Vorzüge zu verzichten.

„Denn wie ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welchem Maß ihr messt, wird euch zugemessen werden.“ ——— *Matthäus 7,2*

4. Mut zum offenen Wort – Fähigkeit zur Selbstkritik

Gerade im Umgang mit Andersdenkenden trägt die christliche Nächstenliebe und gibt den Mut, auch mit sehr differenten Meinungen ins Gespräch zu kommen und Konflikte auszuhalten. Wir dürfen und sollten Ansichten kritisieren, aber nicht Menschen deshalb verachten. Auch die eigenen Überzeugungen und das eigene Verhalten bedürfen immer wieder der Überprüfung, ob sie mit christlichen Überzeugungen und mit dem unverhandelbaren Anspruch der gleichen Würde aller Menschen übereinstimmen.

Der Mut zum offenen Wort, nicht in abgrenzendes Schweigen zu fallen, sondern über alles nach Möglichkeit mit allen reden zu können, ist ein weiteres Kennzeichen christlicher Haltung. Diese Haltung kommt gerade auch im Austausch mit Menschen und Gruppierungen zum Zuge, die vollkommen anders denken und urteilen als ich selbst. Der Mut zum offenen Wort hält dabei auch den harten Konflikt aus. Mehr noch: Er fordert, in den Konflikt zu gehen, auch in das politische Konfliktgespräch und in die schwierige Auseinandersetzung.

Die politischen Meinungen und Überzeugungen muss ich nicht lieben, darf ich verurteilen und scharf kritisieren. Der Person aber, die sie vertritt und äußert, darf ich signalisieren, dass sie als Mensch und ihre Würde nicht zur Disposition stehen, sondern von mir anerkannt werden.

Der Mut zum offenen Wort bedeutet auch den Mut zur Selbstkritik, zur Infragestellung der eigenen Überzeugungen. Er ist daher Ermutigung, meine eigenen Überzeugungen niemals so vorzutragen, als seien sie die einzig wahren und richtigen. Der Mut, das offene Wort nicht nur zu sprechen, sondern auch zu hören, lädt das Gegenüber ein, es ebenso zu tun, ins Nachdenken zu kommen und zu sich und den eigenen Positionen in eine prüfende, produktive Bewegung zu kommen. In einem Gespräch das vernünftigere Argument anzuerkennen, gibt auch der Kraft der Wahrheit die Ehre – die einzige Macht, die Menschen bewegen kann, ohne sie zu manipulieren.

Der Mut zum offenen Wort bedeutet aber auch, das Gespräch mit einer klaren Ansage zu beenden, wenn Menschenfeindlichkeit und Abwertung beharrlich als Argumente genutzt werden. Es ist eine Frucht der Selbstreflexion, hier eine Grenze zu ziehen und das Gespräch erst wieder aufzunehmen, wenn die gegenseitige Anerkennung wieder Grundlage des Gespräches ist.

Dieser Mut zum offenen Wort befähigt Christinnen und Christen, das Gespräch auch an den Rändern und Grenzen des Positionenspektrums einer liberalen Demokratie zu führen und auch dort offenes Ohr zu sein, um im Namen christlicher Freiheit für die in der liberalen Demokratie kultivierten Werte der Achtung und des Respekts einzutreten und zu werben. Nur so besteht die Chance, Haltungen, die den politischen Hass schüren, in Frage zu stellen und auf gruppenbezogenen Hass nicht selbst mit Hass zu reagieren.

„Lass dir an meiner Gnade genügen;
denn meine Kraft vollendet sich in der Schwachheit.“ *2. Korinther 12,9*

5. Verantwortungsvolle Kompromisse statt Maximalforderungen

Die konsequente Orientierung am Anderen, wie sie der christliche Glaube empfiehlt, schließt Maximalforderungen um eines Prinzips willen aus. Auch gute politische Entscheidungen sind vorläufig, fehlbar und immer ein Kompromiss aus legitimen Interessen.

Unsere Gesellschaft steht in vielen Bereichen vor drängenden Problemen: Die Zukunftsfähigkeit unseres Wirtschaftsmodells muss sich beweisen, ohne die natürlichen Lebensgrundlagen zu zerstören. Der Abschied von fossilen Energiequellen ist deshalb unvermeidlich. Die Folgen des demographischen Wandels sind zu bewältigen. Sie fordern Antworten, wie etwa auf dem Land eine ausreichende Gesundheitsversorgung aufrechterhalten werden kann oder wie wir die Pflege von Angehörigen auf Dauer gestalten möchten. Den Sicherheitsbedürfnissen der Menschen, die in diesem Land leben, muss entsprochen werden, ebenso sind angesichts neuer Bedrohungen von außen Entscheidungen zu treffen, wie die Sicherheit unseres Gemeinwesens und das friedliche Miteinander in Europa gewährleistet werden können. Nach wie vor stellen sich drängende Fragen, wie die Menschen, die in unserem Land Schutz suchen, versorgt und gut integriert werden können und wo auch Grenzen der Belastbarkeit liegen. Die Liste ließe sich länger fortsetzen – von all den kleinen Unzulänglichkeiten, die den Alltag belasten, war dabei noch nicht die Rede.

Die Probleme sind komplex und erlauben keine einfachen Lösungen. Wer genauer hinsieht, merkt schnell: Gerade Populistinnen und Populisten sehen zwar Probleme und Schwierigkeiten. Eine Antwort darauf, wie diese Schwierigkeiten überwunden werden können, bleiben gerade sie aber zumeist schuldig. Ihr Geschäft ist die Klage und die Zerstörung, nicht die Suche nach tragfähigen Lösungen und Kompromissen. Demokratie lebt jedoch von Kompromissen – und die christliche Haltung fördert die Suche nach diesen: durch Zuhören und durch das Wertschätzen und Einbeziehen anderer Perspektiven, sofern sie nicht grundlegende Werte wie die Menschenwürde aller und ein respektvolles, faires demokratisches Miteinander verletzen.

So hebt die evangelische Ethik insbesondere drei Kernaussagen hervor: (1) Politik ist eine weltliche Angelegenheit. Hier geht es um menschliche Entscheidungen, nicht um letzte Überzeugungen. (2) Wie alle menschlichen Entscheidungen sind auch politische Entscheidungen vorläufig, können immer nur mehr oder weniger richtig, aber nicht absolut richtig ausfallen. Sie können und müssen korrigiert werden, wenn sie sich als untauglich und ungünstig für das respektvolle Miteinander aller erweisen. Fehler einzugestehen, ist deshalb kein Zeichen der Schwäche, sondern der Stärke und eines weltzugewandten Realismus. (3) Christliches Handeln ist auch im Politischen an den Bedürfnissen des und der Anderen orientiert, des oder der Nächsten. Christinnen und Christen verfolgen nicht in erster Linie ihre eigenen Interessen, sondern sind überzeugt, dass sich die Stärke eines Gemeinwesens daran zeigt, wie es mit den Schwächsten umgeht. Vor diesem Hintergrund suchen sie Kompromisse, die dem Gemeinwohl dienen und dabei gleichzeitig revisionsoffen sind.

„Als Jesus ihn liegen sah und vernahm, dass er schon so lange krank war,
spricht er zu ihm: Willst du gesund werden?“ ——— *Johannes 5,6*

Nachwort: Zugehen und Zuhören

Wir gehen auf andere Menschen zuhörend und fragend, nicht dozierend und belehrend zu.

Was bringt Menschen dazu, Halbwahrheiten, Verschwörungstheorien und Lügen in ihr Weltbild zu integrieren?

Der Schlüssel könnte in einem Begriff liegen, den Friedrich Nietzsche in die deutsche Sprache eingeführt hat: das Ressentiment. Das Phänomen dahinter ist so alt wie die Menschheit, auch die Bibel ist voller Ressentiment-Geschichten – vom Brudermord bis zur Kreuzigung.

Das Ressentiment zeigt sich als psychischer Trick, den Fehler für die eigene Situation den anderen zuzuschieben. Gleichzeitig wirkt das Ressentiment identitätsstiftend mit der Gefahr, dass die wahrgenommene Ausweglosigkeit zu einer Verweigerung jeden Auswegs umgedeutet wird. Die Gesunden, die Eliten, die Hochnäsigen, das sind doch die, die mich in meinem Elend allein lassen. Mit denen will ich nichts zu tun haben. Ohne Aussicht auf Kompensation der empfundenen Kränkung droht die Flucht in eine dauerhafte Opferrolle.

Hat sich der Groll erst einmal im Weltbild manifestiert, haben die „politischen Polarisierungsunternehmer“ (Steffen Mau) leichtes Spiel. Wie Wegelagerer warteten sie darauf, „Ressentiment und Unzufriedenheit aufgreifen zu können, unbeheimatete Wähler einzusammeln und emotional aufgeladene Themen in das eigene Portfolio zu integrieren“ (Steffen Mau u.a.).

Was bedeutet das für das Handeln und Sprechen von Christinnen und Christen, wenn sie nicht selbst in das Ressentiment gegenüber dem Populismus verfallen möchten? Jesus macht es uns in Johannes 5 vor: Er informiert sich über den Menschen am Teich von Bethesda und kommt nicht als Redender, sondern als Fragender. So baut er zuallererst eine Beziehung zu dem anderen Menschen auf, der gegenüber seinen Mitmenschen voller Groll ist.

Eine christliche Haltung begegnet dem anderen Menschen also eher fragend als dozierend.

Und eine christliche Perspektive lässt die eigene Verwundbarkeit zu. Denn verwundbar zu bleiben und sich verwundbar zu zeigen, ist der deutlichste Hinweis darauf, nicht als Feind daher zu kommen. Dazu gehört auch, die Verwundbarkeit der anderen Person, die ihre Verletzung womöglich durch Ressentiments überspielt, wahrzunehmen.